

Dazwischen. Die Entlassung

Einen verbeulten Pappkarton unter dem Arm, eine dunkelrote Reisetasche über der Schulter und einen Stapel Entlassungspapiere in der Hand verließ Silvio an einem Dienstagvormittag im Frühjahr 2019 die städtische Justizvollzugsanstalt. Fünf Jahre Haft lagen hinter ihm. Knapp drei Jahre Bewährungszeit galt es jetzt noch zu bewältigen. Doch das kümmerte ihn an diesem Tag nicht. Zu aufregend war für ihn sein Schritt hinein in die Welt draußen. Er machte sich zu Fuß auf den Weg ins Übergangwohnheim, einem Wohnhaus für haftentlassene Männer in freier Trägerschaft. Dort war für ihn für die kommenden Monate ein Zimmer reserviert – mit 11 m² genauso groß wie seine ehemalige Gefängniszelle, aber das Fenster war gitterfrei und die Tür besaß einen Griff. Später am Tag war er mit einer Sozialarbeiterin im Übergangwohnheim verabredet. Sie würde Unterstützung leisten bei der Anmeldung beim Arbeitsamt und der Krankenkasse, bei der Beantragung eines neuen Personalausweises und vielen anderen dringlichen bürokratischen Entlassungsangelegenheiten.

Silvio kannte den Weg zu seinem neuen Heim; gute dreißig Gehminuten vom Gefängnis entfernt. In den letzten Wochen war er dort zweimal in Begleitung von Beamt:innen für einen Kennenlernbesuch gewesen. Doch heute war er allein unterwegs. Und: Er war kein Gefangener mehr! An den Füßen trug er schwarze Lederschuhe – dieselben, die er bei seiner Festnahme angehabt hatte und die die letzten fünf Jahre in der Kammer, der Verwahrabteilung, im Untergeschoss der Anstalt gelagert hatten. Die Schuhsohlen fühlten sich hart an unter seinen Füßen. Ein komisches Gefühl. Er genoss es. Die letzten Jahre hatte er nur Turnschuhe oder Badeschlappen getragen.

Irgendwann unterbrach Silvio seinen Fußweg und setzte sich auf eine Parkbank am Wegesrand: Er sog die eisige Luft ein und blinzelte in den strahlend blauen Himmel, die Sonne wärmte leicht sein Gesicht, der Baum neben ihm trug erste weißlich-rosarote Knospen. Ein Kirschbaum? Er war sich nicht

sicher. Er überlegte, wann er überhaupt das letzte Mal einen stinknormalen Baum gesehen hatte. Es musste vor seiner Inhaftierung gewesen sein.

Auf der Bank nebenan saß ein älteres Pärchen und lachte schallend. Menschen eilten an Silvio vorbei. Radfahrer:innen bogen zügig um die Ecke. Hundegebell und Vogelgezwitzschermischungen vermischten sich. Alles kam ihm außerordentlich bunt, lebendig und aufregend vor, gleichzeitig auch schrill, wild und einschüchternd. Was dachten die Menschen wohl, wenn sie an ihm vorbeiging? Sahen sie ihm an, dass er gerade entlassen worden war? Was, wenn er sich verlaufen sollte und nach dem Weg fragen musste? Eine fremde Person auf der Straße anzusprechen, würde ihn große Überwindung kosten. Jede:r würde wissen, dass er gerade aus dem Gefängnis entlassen worden war. Vor allem hatte er aber jahrelang ausschließlich mit Vollzugspersonal und Mitgefangenen zu tun gehabt. Alltagsinteraktionen bereiteten ihm Unbehagen. Je länger er dort saß, umso verlorener fühlte er sich. Schnell stand er auf und ging Richtung Übergangswohnheim weiter.

Das alles erzählte mir Silvio nur wenige Stunden später. Wir saßen im Aufenthaltsbereich des Wohnhauses für haftentlassene Männer; gemeinsam mit Benjamin und Sascha. Benjamin war mit Mitte vierzig und vor über fünf Jahren entlassen worden. Er besuchte fast jeden Tag den öffentlichen Aufenthaltsbereich des Wohnheims, um die lokale Tageszeitung zu lesen, Kaffee zu trinken, zu frühstücken und soziale Kontakte zu pflegen. Sascha, gute zehn Jahre jünger, bewohnte ein Zimmer im dritten Stock. Er war vor zwei Monaten entlassen worden und seither auf der Suche nach einer eigenen Wohnung. Arbeit hatte er direkt nach seiner Entlassung gefunden; bei einer Leiharbeitsfirma, für die er gerade im Lager eines Industriebetriebs arbeitete. Sascha und Silvio kannten sich von drinnen, wenn auch nur flüchtig. Silvio steckte sich eine Zigarette nach der anderen an und rutschte unruhig im Sessel hin und her.

Raffael [Ende 20, vor ca. sechs Monaten entlassen, wohnte auch im Übergangsheim] kam den Gang entlang direkt auf uns zu. Er nickte in Richtung Silvio: Dich kenn ich doch aus »Aktenzeichen XY«!¹

Benjamin drehte sich auch zu Silvio um: Jetzt wo du es sagst. Ja stimmt, ich erkenn dich auch!

Silvio: Ääääh, nein. Ich war nicht bei XY. Nein, das kann nicht sein. Da müsst ihr mich verwechseln.

Raffael brach in Gelächter aus und klopfte Silvio kameradschaftlich auf die Schulter: Das weiß ich doch. Ich mach nur Spaß! Stimmt? [Er schaute in meine Richtung und klopfte auch mir auf die Schulter] Wir machen das immer

bei Neuankömmlingen. Ist zur Auflockerung gedacht.

Silvio grinste vorsichtig und schien erleichtert: Jetzt dachte ich schon!

Raffael: Du bist heute rausgekommen? Glückwunsch, Mann. Du kriegst Volkers Zimmer. Er ist letzte Woche ausgezogen. War lange genug hier. Fast zwei Jahre. [kurze Pause] Und ich soll dir sagen: Gisela hat jetzt Zeit für dich. Das Büro im Erdgeschoss gleich links.

Silvio drückte seine Zigarette aus, bedankte sich und ging in Richtung Treppenhaus. Raffael ließ sich in den freigewordenen Sessel fallen und schaute mit hochgezogenen Augenbrauen in unsere Runde. Er zündete sich eine Zigarette an: »Aachjaaaa, die Entlassung«, seufzte er. Wir rauchten schweigend vor uns hin.

Über eine Stunde war Silvio im Gespräch mit seiner Sozialarbeiterin Gisela, die er in den ersten Wochen noch Frau Eckert nennen würde. Silvio und ich kannten uns seit ein paar Monaten. Er war einer der inhaftierten Männer, die ich regelmäßig zu Einzelgesprächen im Besuchsraum der JVA getroffen hatte. Und auch wir hatten uns lange Zeit gesiezt. Wir hatten uns ja im institutionellen Setting der Strafanstalt kennengelernt, als ich Forschungsgenehmigungen und Einwilligungserklärungen einholen musste. Es waren Begegnungen in der Besuchsabteilung mit ihren verglasten Türen und kahlen Wänden, wir hatten eine limitierte Gesprächszeit von 90 Minuten, ein steriler Glastisch, den wir am Ende unseres Gesprächs mit Reinigungsmittel und Papierküchentüchern säubern mussten, klassifizierte unsere Begegnungen als formell-distanzierten Akt. Hinzu kam, dass mir die Lebenswelt Gefängnis vollkommen fremd war. Ich war unsicher, ob es in diesem Forschungssetting angebracht war zu duzen oder zu siezen. Außerdem war Silvio älter als ich. Ältere bieten Jüngeren das Du an – nicht umgekehrt. Diese kulturelle Regel hatte ich in meiner Kindheit verinnerlicht und sie wirkte auch bei meinen Forschungsbegegnungen. Erst nach der Entlassung aus dem Gefängnis begannen Silvio und ich uns zu duzen.²

Der Reiskocher: Fremdkontrolle und Selbstbestimmung im Gefängnis

Meine Feldforschung im Gefängnis hatte ich zwei Wochen vor dem ersten Treffen mit Silvio begonnen. Ich wusste zu Beginn unserer Gespräche so gut wie nichts über das alltägliche Leben in deutschen Strafvollzugsanstalten. Durch

Silvios Erzählungen erhielt ich einen ersten Einblick in die Lebenswirklichkeiten inhaftierter Menschen.

Während Silvio wild gestikulierte und den Kopf immer wieder fassungslos schüttelte, erzählte er: Vor ungefähr vierzehn Tagen war sein Reiskocher kaputt gegangen. Sofort hatte er sich an den Einkauf gewandt, um einen neuen zu bestellen. Gerade eben, auf dem Weg in die Besuchsabteilung, hatte ihm ein Beamter mitgeteilt, dass Reiskocher von der Bestellliste genommen worden seien – aus Gründen der Sicherheit. In der Justizvollzugsanstalt, in der Silvio seine Haftstrafe absolvierte, waren Kochplatten in den Zellen verboten und Gemeinschaftsküchen gab es nicht. So hatte sich Silvio in den letzten fünf Jahren jeden Tag sein Essen im Reiskocher zubereitet.³ Seit zwei Wochen habe er keine Möglichkeit mehr, sich ein »gutes, warmes Essen auf Zelle« zuzubereiten.

Ich: Und jetzt?

Silvio: Ich werde das nicht auf mir sitzen lassen! Erst mal schreibe ich einen Beschwerdebrief an die Anstalt, dann informiere ich noch die IVG [Interessensvertretung der Gefangenen] – die soll sich dafür einsetzen. Das geht doch nicht! Und warum sagt mir das keiner? Vor zwei Wochen habe ich den Antrag gestellt!

[kurzes Schweigen]

Silvio nickte erst zaghaft und dann immer bestimmter mit dem Kopf: Ich mach mich mal schlau. Vielleicht wird jemand bald entlassen und verkauft mir seinen gebrauchten Reiskocher. Ich krieg das schon hin. Man muss doch wenigstens eigenständig kochen können! [kurze Pause] So ist das hier! Es ist nicht das erste Mal, dass ich sowas erlebe. Hier musst du um alles kämpfen. Hier musst du pfffig sein, sonst schaffst du's nicht.

Das Anstaltessen, so Silvio weiter, sei ungenießbar. Das könne er nicht essen. Er koche daher selbst: Nudeln mit Tomatensauce, gebratene Würste, Omelette, Gemüseintopf, zu besonderen Anlässen auch mal Schweinebraten mit dunkler Sauce. Alles im Reiskocher. Ab und an backe er sogar Käsekuchen.

Erst im weiteren Verlauf meiner Forschung verstand ich, welche wichtige Rolle selbst zubereitete Mahlzeiten für inhaftierte Menschen spielen. Silvios Erzählung ist hierfür ein gutes Beispiel. Sie verweist auf die institutionelle Fremdkontrolle, die inhaftierte Männer in allen Bereichen ihres Gefängnislebens erfahren, und sie verweist auf die Freiräume abseits von Fremdkontrolle, die sich inhaftierte Männer schaffen. Die Zubereitung eigener Mahlzeiten ist ein solcher Freiraum. Beim Kochen entscheiden die Männer Dinge selbst, sie

erfahren und leben Eigenständigkeit, Handlungsmacht und Individualität. All das schien für Silvio mit seinem Reiskocher verloren.

Die von der Anstalt bereitgestellten Mahlzeiten, die er seit zwei Wochen aß, führten ihm täglich vor Augen, dass er nicht mehr selbst entscheiden konnte, was er aß. Er fühlte sich der Institution Gefängnis nun auch noch in Bezug auf seine Mahlzeiten ausgeliefert. Wie jedes Essen dient auch das Anstaltsessen nicht nur der Nährstoffaufnahme, sondern stellt ein mit Bedeutung aufgeladenes Symbol dar. Für inhaftierte Männer repräsentiert das Anstaltsessen die institutionelle Macht, die das Gefängnis über sie ausübt: Es macht sie – so zeigt der Kriminalsoziologe Thomas Ugelvik in seiner Ethnographie über ein Kurzstrafgefängnis in Norwegen eindrücklich auf – zu einer einheitlichen Gruppe (›die Gefangenen‹), die das schlucken muss, was die Anstalt ihr vortsetzt.⁴ In der Zurückweisung des Anstaltsessens als ungenießbar de-identifizieren sich inhaftierte Männer mit der Rolle des ›Gefangenen‹ und der Strafinstitution Gefängnis. Durch die Zubereitung eigenen Essens positionieren sie sich als kreative, kompetente und selbstbestimmte Menschen.

Silvio präsentierte sich – vor mir: einer weiblichen Forscherin – bei diesem Treffen und in seinen Erzählungen als starker, angstfreier Mann, der mit Geschick, Taktik und Kreativität der ihm auferlegten institutionellen Fremdkontrolle begegnet und das Beste aus den eingeschränkten Handlungsmöglichkeiten in der Gefangenschaft macht. Er lebte eine Form von Männlichkeit, der ich im Gefängnis oft begegnet bin. Die empirische Gefängnisforschung bezeichnet sie als »Hypermaskulinität«⁵: eine heteronormativ, zweigeschlechtlich ausgerichtete Form von Männlichkeit, die auf Stärke, Gewaltbereitschaft, Angstfreiheit, Selbstkontrolle, Eigenständigkeit und Cleverness basiert. Gegenpole zu hypermaskulinen Männern bilden als schützenswert und schwach klassifizierte Frauen und homosexuelle Männer (entsprechend der dominanten sexuell-geschlechtlichen Gefängnishierarchie).⁶ Ich deute Silvios Erzählung als eine hypermaskuline Performanz, mit der er vor mir – einer Frau – seine Männlichkeit darstellte und stärkte. Die institutionelle Fremdkontrolle, mit der sich Silvio durch seinen kaputten Reiskocher konfrontiert sah, schien für ihn einen schmerzhaften Angriff auf seine Männlichkeit darzustellen.

Unter dieser geschlechtertheoretischen Lesart von Silvios Erzählungen wird für mich auch nachvollziehbar, warum Silvio und viele inhaftierte Männer leidvolle Erfahrungen in der Haft (beispielweise Einsamkeit oder die Anstrengung, beständig den starken Mann vor Beamt:innen und Mitinhaftierten spielen zu müssen) erst Monate nach unserem Kennenlernen thematisierten: Die Institution Gefängnis basiert auf hypermaskulinen Idealen. Diese zu bre-

chen würde die eigene Männlichkeit und den eigenen hierarchischen Status im Gefängnis in Frage stellen.

Entlassungsfieber: Euphorie und Unsicherheit

In den Wochen vor Silvios anstehender Entlassung änderten sich sowohl unsere Gesprächsthemen als auch die Stimmung unserer Treffen. Euphorie gegenüber der Entlassung und Unsicherheit gegenüber der Zukunft bestimmten seine Erzählungen. Mit 46 Jahren und einem Haftaufenthalt von fünf Jahren musste Silvio nach seiner Entlassung ein neues Leben beginnen. Wie er seinen Lebensunterhalt verdienen würde, war ungewiss. Vor seiner Inhaftierung hatte Silvio als Schlosser gearbeitet. Er hoffte auf eine erneute Anstellung in diesem Bereich. Er war einige Jahre vor seiner Verhaftung geschieden worden. Er hatte weder zu seiner Exfrau noch zu seinen (mittlerweile erwachsenen) Söhnen Kontakt. Weitere Familie hatte er nicht, Freunde von früher auch nicht mehr; genauso wenig eine Wohnung, in die er nach seiner Entlassung hätte zurückkehren können. Er war daher in die Sprechstunde der Straffälligenhilfe in der Justizvollzugsanstalt gegangen. Dort vermittelte ihm die zuständige Sozialarbeiterin ein Zimmer in einem Übergangwohnheim für haftentlassene Männer. Auch wenn Silvio erleichtert war, nach der Entlassung ein Dach über dem Kopf zu haben, so stand er dem Wohnheim skeptisch gegenüber, wollte er doch mit der Entlassung das Gefängnis hinter sich lassen. Durch seine Bewährungszeit würde er sowieso noch lange mit dem Strafvollzug verbunden bleiben. Im Übergangwohnheim, so befürchtete er, würde er weiterhin institutioneller Fremdkontrolle ausgeliefert und wieder von hafterfahrenen Männern umgeben sein.

Silvios Erzählungen vor seiner Entlassung kreisten um Ungewissheiten in Bezug auf sein zukünftiges Leben. Er stellte sich Fragen über Fragen: Werde ich bald eine Wohnung finden und aus dem Wohnhaus für Haftentlassene ausziehen können? Werde ich eine Arbeit aufnehmen können? Werde ich wieder Kontakt zu meinen Söhnen haben? Werde ich eine Partnerschaft eingehen? Werde ich Freunde finden? Wie werden neue Bekanntschaften auf meine Vorstrafe und meinen Gefängnisaufenthalt reagieren? Werden mich die Menschen als ›Kriminellen‹ wahrnehmen? Werden sie mich akzeptieren? Werde ich *normal* sein? Wie sieht die Welt draußen überhaupt aus? Werde ich dort zu recht kommen? Antworten hatte er nicht.

Ungewissheit und Unsicherheit in Bezug auf sein Leben draußen, gepaart mit Freude und Euphorie, durchzogen seine Erzählungen. Gatefever, Entlassungsfieber, nennen inhaftierte Menschen im angloamerikanischen Raum diese emotionale Situation. »Wie ein altes Hausmittel besagt: Eine Erkältung sollst du füttern, ein Fieber sollst du aushungern. Aber beim Entlassungsfieber musst du über den Tellerrand hinausschauen. Du fragst dich, was auf dich zukommen wird, ob du zurechtkommen wirst. Du fühlst dich unruhig oder hast vielleicht sogar Angst. Gleichzeitig hast du große Pläne für die Zukunft und bist unglaublich aufgeregt. All diese Gefühle gehen durcheinander und das setzt dir richtig zu.«, so wird Entlassungsfieber in einer US-amerikanischen Gefängniszeitung charakterisiert.⁷ Silvio umschrieb diesen emotionalen Extremzustand als »glückliche und erschreckende Nervosität«, als »Sorge um den Schritt in die Ungewissheit«. Er ist typisch für die Zeit vor der anstehenden Entlassung und auch für die Zeit nach der Entlassung.⁸

Viele Männer erzählten mir von der überschwänglichen Freude und Intensität, mit der sie die Welt draußen wahrnahmen:⁹ Das Grün der Bäume, das bunte Leuchten der Blumen, die frische Luft, die Wärme der Sonnenstrahlen, das kühle Wasser des Badesees. Silvio hatte Vogelgezwitscher und Sonnenuntergänge in den letzten Jahren im Gefängnis lediglich auf einem Bildschirm in seiner Zelle erlebt. Dazu hatte er ein Videospiele in seine Konsole eingelegt. Im Spiel konnte er Berge erklimmen, Gebirgsketten überblicken, Wälder erkunden, dem Sonnenverlauf folgen und Tierlaute hören. Die Buntheit der Natur stand für Silvio in Kontrast zum Grau und Rotbraun der Gefängnismauern.

Martin, den ich genau wie Silvio im Gefängnis zu Gesprächen traf und bei seinem Entlassungsprozess begleitete, genoss nach seiner Entlassung den dezenten Blumenduft seiner Bettwäsche. Dieser stand dem neutralen Geruch der Anstaltswäscherei entgegen, dem »typisch sterilen Knastgeruch, der nichts Weiches in sich hat«. »Aufgeregt wie ein kleines Kind« sei er in den ersten Tagen nach seiner Entlassung »abends noch schnell in den Supermarkt um die Ecke gegangen«. Die Waren selbst anzusehen und zu berühren, anstatt sie auf einer Warenliste durch Kreuze auszuwählen und tagelang auf deren Lieferung zu warten – das sei etwas Besonderes für ihn gewesen; genauso der Umgang mit Bargeld und das spätabendliche Verlassen seiner Wohnung. Endlich war er dem Rhythmus des Zelleneinschlusses am Abend um 22 Uhr bis zur sogenannten Lebendkontrolle am nächsten Morgen um sechs Uhr nicht mehr ausgesetzt.

Am wichtigsten aber war Martin die Rückkehr in den Kreis seiner Familie. »Meine Frau umarmen können. Jederzeit! Wann immer ich will! Meine Kinder

ins Bett bringen. Sie verschlafen am Frühstückstisch sehen. Ein unbeschreibliches Gefühl.« Martin (bei seiner Entlassung Mitte 50) hatte sieben Jahre im Gefängnis verbracht und war mit einer anschließenden Bewährungszeit von drei Jahren entlassen worden. Seine Ehefrau Claudia holte ihn am Tag seiner Entlassung an der Pforte der JVA mit dem Auto ab. Seine zwei Kinder warteten zuhause auf ihn. Das war durchaus ungewöhnlich. Die Mehrheit der Männer, die ich während meiner Forschung kennenlernte, waren nach ihrer Entlassung auf sich allein gestellt. Die Rückkehr in den Kreis der Familie stand für Martin der gefühlten Einsamkeit und dem Entzug körperlicher Nähe während seiner Haftzeit entgegen.

Auch wenn Martin glücklich war, eine Familie zu haben, die ihn bei der Entlassung unterstützte, waren auch für ihn viele Dinge ungewiss. Er fragte sich: Werde ich ein guter Vater sein? Wie wird sich die Beziehung zu meiner Frau entwickeln, nachdem wir uns während meiner Haftzeit voneinander entfremdet haben? Werde ich meine Familie finanziell versorgen können? Wo werde ich arbeiten? Wie gehe ich mit der siebenjährigen Lücke in meinem Lebenslauf um? Wie wird die Nachbarschaft auf mich reagieren? Wie ist es meinen Kindern und meiner Frau während meiner Haftzeit ergangen? Werde ich mich in den Alltag meiner Familie wieder einfügen können? Werde ich draußen zu-rechtkommen?

Im Wohnzimmer – In der Besuchsabteilung

All das erzählte mir Martin vier Wochen nach seiner Entlassung, während wir bei ihm zuhause auf dem Sofa im Wohnzimmer saßen. Es war das erste Mal, dass wir uns außerhalb der Gefängnismauern begegneten. Als er mir die Tür aufmachte, begrüßte er mich mit einem strahlenden Lächeln, drückte mir fest die Hand und bat mich herzlich herein. Gleich zu Beginn rutschte sowohl mir als auch ihm ein »Du« heraus und so beschlossen wir, uns fortan zu duzen.

Als er mich durch den Flur ins Wohnzimmer begleitete, hatte ich kurz den Eindruck, einen anderen Menschen vor mir zu haben. Martin schien auf mich gelöster und entspannter zu sein, als er das während unserer Treffen im Gefängnis gewesen war – das meinte ich an seiner Körperhaltung abzulesen. Im Besuchsraum der JVA war er mir immer eher starr gegenübergesessen (was natürlich auch an den nur mäßig bequemen Plastikstühlen im Besucher:innenzimmer gelegen haben könnte). An diesem Tag bei ihm zuhause brachte ich seine Gelöstheit mit dem Wegfall des dauerhaften Stresses in Verbindung,

wie ihn ein Haftaufenthalt oft mit sich bringt und wie er sich in die Körper inhaftierter Menschen einschreiben kann.¹⁰

Der Couchtisch war für Kaffee und Kuchen eingedeckt: Porzellan-Teller und Tassen mit buntem Blumenmuster, auf jedem Teller ein Täfelchen Schokolade, in den Kuchengabeln eine herzförmig gefaltete, grüne Serviette, in der Mitte des Tisches ein Teelichthalter, daneben eine Zwergrose im Topf.

Während ich die Kaffeetafel betrachtete, lief Martin zwischen Küche und Wohnzimmer hin und her und erzählte von seiner Entlassung und der Rückkehr zu seiner Familie. Er stellte ein Milchkännchen und eine Zuckerdose auf den Tisch, kochte Kaffee und für mich Tee. Er wisse ja von unseren bisherigen Treffen, so Martin, dass ich keinen Kaffee trinke. Dann hielt er inne.

Martin: Barbara! Weißt du, wie schön das ist, endlich mal wieder Gastgeber zu sein! Das hatte ich schon fast vergessen!

Ich: Und richtiges Geschirr!

Martin: Jaaaa!

Wenn ich Martin und die anderen inhaftierten Männer zu Gesprächen in der Besuchsabteilung traf, zogen wir uns Kaffee und Tee, Softgetränke und Süßigkeiten am Automaten. Ich hatte dazu eine mit Geld aufgeladene Besucher:innen-Karte dabei. Ich wusste von meinen bisherigen Aufenthalten auf den Zellenstockwerken, dass die Schokolade aus den Automaten der Besuchsabteilung unter inhaftierten Männern beliebt war. Nach Besuchen durften die Männer sieben Tafeln Schokolade (die maximal erlaubte Stückzahl) mit auf ihre Zelle nehmen. Manchmal setzten die Männer Schokolade als Tauschmittel ein; meist ermöglichte ihnen die Schokolade individuelle, eigenbestimmte Genussmomente.

Anfangs nahmen die Männer zwei oder drei Tafeln mit. Später war es selbstverständlich, dass sie sich sieben Tafeln zogen. Bei unserem allerletzten Gespräch im Besuchsraum der JVA holte Martin gar acht Tafeln und schenkte mir eine davon. Wir lachten beide darüber, dass er mir ein Geschenk von meinem Geld gemacht hatte. Es war eine Geste des vertrauten und wertschätzenden Umgangs miteinander.

Als ich in Martins Wohnzimmer auf seinem Sofa saß, kam mir diese Szene in den Sinn und ich erlebte, auf welche Weise Martin die Rolle des Gastgebers einnahm und die damit einhergehenden kulturellen Handlungsregeln einhielt: Der Gastgeber Martin hatte den Tisch festlich eingedeckt, kochte mir Tee, schenkte mir ein und bot mir Kuchen an. Ich hatte plötzlich das Gefühl, dass ich meine mir zugeschriebene Rolle als Gästin nur unzureichend erfüllte.

Ich hatte kein Geschenk dabei, um Martin für seine Gastfreundschaft zu danken. Wären die Rollen vertauscht gewesen, dann hätte mir Martin bestimmt etwas mitgebracht. Ich sprach also das fehlende Geschenk an; Martin wehrte die Notwendigkeit eines Gastgeschenks vehement mit den Worten »Das ist doch nicht nötig« ab. Mit genau diesen Worten hätte er als Gastgeber wohl auch ein Geschenk entgegengenommen – wenn es denn vorhanden gewesen wäre.

Nur wenig später kam Claudia, Martins Ehefrau, nach Hause. Claudia und ich hatten uns vor einigen Monaten zufällig in der Besuchsabteilung getroffen. Wir hatten, ohne es zu jenem Zeitpunkt zu wissen, gemeinsam die Sicherheitskontrollen durchlaufen: Ausweis an der Pforte hinterlegen, Jacke, Tasche und alle persönlichen Dinge im Schließfach verstauen, Besucher:innen-Karte mit Geld aufladen, Schuhe ausziehen und Beamt:innen aushändigen, durch den Körperscanner gehen, Schuhe durch den Objektscannerkasten laufen sehen, Körperabtastung durch Beamt:innen über sich ergehen lassen, Schuhe anziehen. Danach trennten sich unsere Wege. Eine Beamtin wies mir ein Einzelzimmer zu, in dem ich mich gleich mit einem inhaftierten Mann zum Gespräch treffen würde. Claudia bekam von einem Beamten eine Tischnummer im Besuchsraum zugewiesen und wartete dort auf Martin, der bald darauf mit circa 15 anderen Männern von zwei Beamten dorthin geführt wurde. Unsere getrennten Wege und unterschiedlichen Räume zeigten unsere verschiedenen Positionen in der Strafvollzugsanstalt an: Ich war Forscherin. Claudia war Angehörige eines Inhaftierten.

Alle vierzehn Tage sahen sich Martin und Claudia für 90 Minuten. Die maximal erlaubte Besuchszeit pro Monat betrug drei Stunden. Wie alle inhaftierten Männer und ihre Angehörigen saßen die beiden an einem der quadratischen Glastische, die im Abstand von circa einem Meter im Raum verteilt waren. Kaffee- und Süßigkeitenautomat auf der einen Seite des Raumes, Softgetränkautomat auf der anderen, vergitterte Fenster, ein großer Glasspiegel – dahinter Beamt:innen, die den Besuchsraum visuell überwachten. Martin und Claudia waren sich einig: nicht die beste Umgebung für vertraute Gespräche und den Austausch von Zärtlichkeiten.¹¹

Claudia war nie gerne ins Gefängnis zu Besuch gekommen, erzählte sie, während wir Kuchen aßen. Das ihr durch die Sicherheitskontrollen entgegengebrachte Misstrauen hatte sie immer als bedrückend empfunden, die mangelnde Privatsphäre im Besuchsraum als belastend. Um Martin nicht unnötig zu beunruhigen, hatte sie ihm nur wenig aus ihrem Alltagsleben erzählt. Und auch Martin hatte mit Claudia nicht viel über seinen Gefängnisalltag gespro-

chen. Er hatte ihr keine Sorgen bereiten wollen. Er wisse genau, erklärte er mir, wie schwer es Claudia insbesondere in den ersten zwei Jahren seiner Inhaftierung gehabt hatte: Sie musste ihren Kindern beibringen, dass der Vater im Gefängnis war. Sie musste sich von nun an allein um die Erziehung kümmern. Sie musste mit Gerüchten und Anfeindungen in der Nachbarschaft umgehen. Und vor allem: Sie musste die Familie von nun an finanziell versorgen. Von einem Tag auf den anderen war Martins Gehalt weggefallen. Er war der Hauptversorger der Familie gewesen.

Dass Martin und Claudia nach all diesen Jahren gemeinsam auf dem Sofa saßen, war alles andere als selbstverständlich. Martin hatte viele Beziehungen von mitinhaftierten Männern in die Brüche gehen sehen. Und auch für Martin und Claudia war es nicht leicht gewesen, sie hatten sich während der Jahre im Gefängnis auseinandergeliebt – das thematisierten beide sehr offen. Diese Offenheit schien erst nach Martins Entlassung wieder möglich zu sein.

Martin beugte sich zu Claudia und gab ihr einen Kuss auf den Mund: Meine Frau hat auf mich gewartet. Das rechne ich ihr hoch an.

Claudia lächelte: Gut, dass das nun vorbei ist. Nie mehr möchte ich diese Besuchsabteilung betreten.

Als Besucherin schlug Claudia im Gefängnis Überwachung und Misstrauen entgegen. Die Institution verlangte die Abgabe des Ausweises und aller persönlichen Gegenstände, das Durchlaufen des Sicherheitsscanners und Körperabtastungen. Sie fühlte sich immer dem überwachenden Blick der Beamt:innen ausgesetzt.¹² In der Besuchsabteilung wurde Claudia von einem ›freien Menschen‹ zu einer ›Verdächtigen‹. Für Martin hingegen war die Besuchsabteilung ein Raum, in dem er mehr als ein ›Gefangener‹ war: Er konnte dort seine Rolle als Ehemann, manchmal auch als Vater leben.¹³

Innerhalb der 90 Minuten Besuchszeit gelten andere Regeln als draußen und drinnen. Hypermaskuline Performanzen können und dürfen zeitweise abgelegt werden, ohne den eigenen sozialen Status hinter Gittern zu gefährden. In den unzähligen Malen, die ich die Besuchsabteilung zu Gesprächen betrat, und in den drei Forschungswochen, in denen ich jeden Tag mehrere Stunden in der Besuchsabteilung verbrachte, sah ich weinende, glückliche, traurige, wütende, euphorische, freudige und frustrierte Männer. Ich sah spielende Kinder mit ihren stolzen Vätern, schluchzende Söhne mit schweigenden Müttern und eng umschlungene Paare. Im Besuchsraum des Gefängnisses zeigen inhaftierte Männer Verletzlichkeit, Wärme, Weichheit und Zuneigung. Der Gefängnisforscher Ben Crewe bezeichnet Besuchsräume daher als »emo-

tionale Zonen«,¹⁴ in denen andere Gefühlsregeln gelten als in der restlichen Strafvollzugsanstalt. Ich stimme ihm zu.

Für mich als Kulturwissenschaftlerin ist die Besuchsabteilung noch mehr: Ich deute das Besuchsareal als einen liminalen Zwischenraum – als einen metaphorischen Ort des Übergangs (limen, lat.: Schwelle, Übergang), der Veränderung antizipiert, diese aber nicht etabliert, sondern in der Schwebelage hält.¹⁵ Die kulturellen Ordnungen, Regeln und Klassifikationen der Welt draußen und die des Gefängnisses sind in der Besuchsabteilung temporär außer Kraft gesetzt, ein anderes Leben scheint in Reichweite.¹⁶ Besucher:innen und Besuchte realisieren performativ ein gemeinsames Leben, wenn sie zusammen am Tisch sitzen, sich unterhalten, gemeinsam Kaffee trinken, Kekse essen, lachen, weinen oder streiten. Sie lassen das Gefängnis und das Leben draußen ein Stück weit hinter sich. Soziale Klassifizierungen geraten ins Wanken und werden für 90 Minuten transformiert: Besucher:innen werden zu ›Angehörigen von Inhaftierten‹ und zu ›Verdächtigen‹, beinahe selbst zu ›Gefangenen‹. Inhaftierte werden zu ›freieren‹ Menschen, indem sie soziale Rollen als Partner, Väter, Söhne, Freunde leben.

Martin und Claudia waren sich während ihrer Treffen im Besuchsraum der Justizvollzugsanstalt immer bewusst: Das während ihren Besuchen in Reichweite scheinende gemeinsame Leben war nach 90 Minuten vorbei. Martin musste danach wieder zurück in seine Zelle; Claudia zurück nach draußen.

Die Entlassung als liminale Phase

»Schwellenwesen sind weder hier noch da, sie sind weder das eine noch das andere, sondern befinden sich zwischen [...] fixierten Positionen.«¹⁷ Der Sozial- und Kulturanthropologe Victor Turner schreibt hier über den Übergang von einer Lebensphase in eine nächste. Bei solchen Übergängen, so Turner, müsse man eine (symbolische und oftmals rituell markierte) Schwelle überschreiten. Dabei lasse man alte soziale Rollen und Positionen hinter sich, um danach neue einzunehmen. *Auf* der Schwelle allerdings, so betont Turner, befinde man sich in einer Phase der Liminalität (limen, lat.: Schwelle, Übergang), in einem von Ambiguität und Unbestimmtheit gekennzeichneten Zwischenraum. »Die Eigenschaften des Schwellenzustands (der ›Liminalität‹) oder von Schwellenpersonen (›Grenzgängern‹) sind notwendigerweise unbestimmt, da dieser Zustand und diese Personen durch das Netz der Klassifikationen, die normalerweise Zustände und Positionen im kulturellen Raum fixieren, hin-

durchschlüpfen.«¹⁸ Genau das trifft auf die Haftentlassung zu. Ich verstehe die Entlassung aus dem Gefängnis als einen liminalen Übergang, einen Zustand des Dazwischens, in dem sich haftentlassene Menschen befinden – und zwar in räumlicher, zeitlicher, rechtlicher und sozialer Hinsicht.¹⁹

Das Übergangswohnheim: zwischen drinnen und draußen

Am Tag ihrer Entlassung verließen Silvio und Martin – wie alle (ehemals) inhaftierten Männer – das Gefängnis durch die Hauptpforte. Sie befanden sich nun auf der anderen Seite der Mauer, auf die sie während ihrer Haftzeit von innen geblickt hatten. Sie waren nicht mehr eingesperrt. Sie waren *draußen*. Martin kehrte in seine Wohnung zu Claudia und seinen Kindern zurück. Bei der Mehrheit der Männer, die ich bei ihrem Entlassungsprozess ethnographisch begleitete, war das nicht so. Viele wussten nicht, wo sie dauerhaft leben würden. Sie hatten bei ihrer Entlassung lediglich eine temporäre Unterkunft für die ersten Wochen oder Monate gefunden, manchmal (wenn auch eher selten) nur einen Schlafplatz für ein paar Tage. Die Männer kamen bei Familienmitgliedern unter oder schliefen auf dem Sofa von Freund:innen. Sie bezogen Zimmer in kirchlichen Sozialeinrichtungen oder übernachteten im Schlafsaal der städtischen Obdachlosenunterkunft. Einige von ihnen wohnten für ein paar Monate im Übergangswohnheim der freien Straffälligenhilfe – so wie Silvio, der sich am Tag seiner Entlassung zu Fuß auf den Weg dorthin machte.

Über eine Stunde dauerte Silvios Termin mit seiner Sozialarbeiterin Gisela. Er war nun ›Klient‹ der Anlaufstelle und ›Haftentlassener‹. Gisela Eckert zeigte ihm sein Zimmer und händigte ihm den Haus- und Zimmerschlüssel aus. Fünf Jahre hatte Silvio keine Tür mehr selbstständig auf- und danach wieder zugeschlossen. Schlüssel und Türgriff fühlten sich für ihn seltsam, aber gut an. Als er zurück in den Aufenthaltsraum kam, saßen Raffael, Benjamin, Sascha und ich immer noch zusammen.

Silvio steckte sich eine Zigarette an und grübelte: Ich glaube, ich habe schon ein paar bekannte Gesichter getroffen. Einen kenne ich vom Sehen. Der war auf der Vier [Zellenstockwerk Nr. 4]. Ich bin mir nicht ganz sicher. Und mit dem anderen habe ich eine Zeit lang in der Montage [Arbeitsbetrieb der JVA] gearbeitet. Mir fällt der Name gerade nicht ein. Merin... Mesin ... Mesik oder so ähnlich.

Sascha: Malik? Wohnt im vierten Stock. Ist vor sechs Wochen oder so hier eingezogen.

Silvio nickte: Ah ja, genau! Malik. Stimmt.

Raffael kommentierte leicht satirisch in die Runde: Ja, ja. So trifft man sich wieder. Ob man will oder nicht.

Benjamin wechselte daraufhin abrupt das Thema: Was gibt's denn heute Abend zu essen?

Ich: Falschen Hasen. Mit Kartoffelaufwurf. Ich habe gerade erst auf die Liste geschaut. Marco hat sich zum Kochen eingetragen.

Einmal die Woche veranstaltete die Anlaufstelle ein gemeinsames Abendessen. Ein oder zwei Bewohner:innen kochten. Ein warmes Essen kostete drei Euro. Wer danach für alle abspülte, musste nichts bezahlen. Ich nahm fast jede Woche am Abendessen teil. Manchmal waren wir nur zu siebt. Manchmal eine große Runde von 20 Leuten, vorallem wenn es Braten oder Schnitzel gab. Ein:e Sozialarbeiter:in war immer dabei – sie:er verwaltete den Schlüssel des Aufenthaltsraums und der Gemeinschaftsküche. Meistens kamen auch ein paar ehrenamtliche Mitarbeiter:innen. Gegen Ende des Monats, wenn das Geld bei den Männern knapp wurde, war die Runde kleiner. Manche verabschiedeten sich direkt nach dem Essen, andere verbrachten den Abend zusammen mit Gesprächen, Kreuzworträtseln und Brettspielen.

An Silvios Entlassungstag fand gerade ein solches Abendessen statt. Während des Essens saß Silvio eher abseits – nahe der Tür – und war schweigsam. Direkt nach dem Essen verließ er den Aufenthaltsraum. Wochen nach seiner Entlassung erzählte mir Silvio, wie überfordert er sich an jenem ersten Abend beim gemeinsamen Essen gefühlt hatte: Die Geräuschkulisse, so viele Menschen auf engem Raum beieinander, das überwältigende Gefühl, endlich draußen zu sein! Das sei zu viel für ihn gewesen.

Silvio war froh, über sein Zimmer im Wohnheim und die sozialarbeiterische Unterstützung bei den bürokratischen Entlassungsangelegenheiten. Er mochte sein Zimmer, die Privatsphäre und die Möglichkeiten des sozialen Kontaktes, wenn er in Stimmung dazu war. Doch das Wohnheim erinnerte ihn auch an das Gefängnis: Anstatt ›Gefangener‹ hieß er jetzt ›Klient‹ und ›Haftentlassener‹. Anstatt ›Mitinhaftierte‹ hatte er ›ehemalige Inhaftierte‹ um sich herum. Anstatt der Anstaltsordnung galt die Hausordnung: Verbot von Alkohol im Wohnhaus, Verbot im Zimmer zu rauchen, Verbot von Übernachtungsbesuch, verpflichtende Gesprächstermine mit seiner Betreuerin Gisela. Anstatt von Beamten:innen wurde sein Verhalten von Betreuer:innen beobachtet und bewertet: Bitte den Teller beim Abendessen nicht zu voll laden! Vielleicht weniger rauchen. Manchmal charakterisierte er das Über-

gangswohnheim als »helfende Unterstützung«, manchmal als »verlängerten Arm des Strafvollzugs« – eine Ambivalenz, die viele hafterfahrene Männer im Übergangswohnheim beschrieben und deren Pole Hilfe-Überwachung/Kontrolle die Männer je nach situativem Kontext anders gewichteten.²⁰

Silvio war entlassen, gleichzeitig war er mit der Institution Gefängnis weiterhin eng verbunden. Er war frei, aber er fühlte sich nicht so. Der Begriff Übergangswohnheim deutet es an: Silvio hatte den Übergang vom Gefängnis in die Welt draußen rein physisch zwar vollzogen, indem er am Tag seiner Entlassung die Gefängnisporde durchschritten hatte. Aber er war in der Welt draußen noch nicht richtig angekommen. Er befand sich im ambivalenten Zwischenraum des Wohnheims: »weder hier noch dort«,²¹ weder drinnen noch draußen.

Die Bewährung: rechtliche und zeitliche Unsicherheiten

Der Bruch mit dem Strafvollzug, den Silvio vor seiner Entlassung geplant und herbeigesehnt hatte, war nicht vollzogen. Das Übergangswohnheim und seine dreijährige Bewährungszeit banden ihn noch stark an das Gefängnis. Von den acht Jahren Haft, zu denen Silvio verurteilt worden war, hatte er fünf abgeleistet (die sogenannte Zweidrittel-Strafe). Die restliche Haftstrafe von drei Jahren war zur Bewährung ausgesetzt worden. Das war bei der Mehrheit der Männer, die ich kennenlernte, der Fall. Innerhalb der Bewährungszeit dürfen sich die Männer nichts zu Schulden kommen lassen. Sie müssen sich »bewähren«, indem sie zeigen, dass sie »fähig werden, künftig in sozialer Verantwortung ein Leben ohne Straftaten zu führen«, so Paragraph 2 des Strafvollzugsgesetzes. Zusätzlich zu dieser Legalbewährung müssen auf Bewährung entlassene Menschen manchmal Auflagen erfüllen: psychotherapeutische Sitzungen, stationäre oder ambulante Suchttherapien oder wie in Silvios Fall regelmäßige Termine mit der Bewährungshilfe.

Silvio traf sich einmal im Monat mit seinem Bewährungshelfer. Dieser unterstützte Silvio beim Aufsetzen von Bewerbungen, half ihm bei Formularen fürs Jobcenter und schaute mit ihm gemeinsam Wohnungsangebote in der Zeitung durch. Für seinen Bewährungshelfer war Silvio ein »Proband«. So bezeichnet die Bewährungshilfe Menschen, die sich auf Bewährung befinden. Silvio mochte diesen Begriff nicht, auch wenn er seinen Bewährungshelfer »ganz okay und korrekt« fand. Silvio assoziierte mit dem Begriff Proband eine »Laborsituation« und fühlte sich als »Versuchsperson, die beobachtet wird«. Auch Martin äußerte bei dieser Bezeichnung Unbehagen, er fühle sich

durch den Begriff Proband »als Beobachtungsobjekt – ganz ähnlich wie im Gefängnis«.

Silvio und Martin beschrieben die Tätigkeiten ihrer Bewährungshelfer als »Beobachtung«. Sie verwiesen damit auf das sogenannte Doppelmandat, das Bewährungshelfer:innen inne haben: Sie nehmen die Rolle von Helfer:innen ein – wie es die Berufsbezeichnung kennzeichnet –, indem sie haftentlassene Menschen im Übergang von der Haft hinein in die Welt draußen unterstützen. Gleichzeitig nehmen sie die Rolle von Kontrolleur:innen ein; diese scheint zwar nicht in der Berufsbezeichnung auf, dafür aber im von Martin und Silvio genutzten Begriff Beobachtung. Bewährungshelfer:innen sind der Justiz weisungsgebunden und müssen dem Gericht »über die Lebensführung der verurteilten Person« berichten, so Paragraph 56, Absatz 2 des deutschen Strafgesetzbuchs. Das heißt konkret: Verstoßen Martin und Silvio gegen ihre Bewährungsaufgaben, beispielsweise indem sie Bewährungshilfeterminale nicht einhalten, dann sind ihre Bewährungshelfer rechtlich dazu verpflichtet, das dem Gericht zu melden. Und das kann negative Konsequenzen für die beiden haben: verschärfte Bewährungsaufgaben oder der Widerruf der Bewährung, das heißt, dass sie die restliche Zeit der Strafe im Gefängnis absitzen müssen. Schon im Gefängnis hatten Mitarbeiter:innen des Sozialen und Psychologischen Dienstes ein Doppelmandat inne. Hafterfahrene Menschen kennen die Widersprüchlichkeit von helfender Unterstützung und kontrollierender Überwachung und haben gelernt, Sozialarbeiter:innen, Psycholog:innen und Bewährungshelfer:innen mit Misstrauen zu begegnen. Sie überlegen genau, was sie in Beratungsgesprächen thematisieren und wie sie sich präsentieren, um negative Konsequenzen zu vermeiden (beispielsweise einen Eintrag in ihre Akte und einen dadurch bedingten späteren Entlassungszeitpunkt).²²

Für die Sozialarbeiter:innen der Anlaufstelle und des Übergangwohnheims gilt kein Doppelmandat und damit keine staatliche Auskunftspflicht. Die Einrichtung steht unter freier Trägerschaft. Doch Silvio begegnete auch den Mitarbeiter:innen der freien Straffälligenhilfe mit starkem Misstrauen – zumindest in den ersten Wochen und Monaten nach seiner Entlassung. Für ihn waren Anlaufstelle und Übergangwohnheim staatliche Institutionen, von denen er sich kontrolliert fühlte. Auch wenn sich sein Misstrauen nach und nach legte und er sich gut mit seiner Betreuerin Gisela verstand, blieb Silvio – wie viele der anderen Männer – grundsätzlich skeptisch gegenüber den dortigen Sozialarbeiter:innen.

Silvio, Benjamin und ich waren eines Abends gemeinsam auf dem Weg zum Kegeln, einer von der Anlaufstelle angebotenen Freizeitveranstaltung.

Benjamin erklärte mir: Wir machen normalerweise zwei Teams, die gegeneinander antreten. [Benjamin dachte kurz nach, bevor er weitersprach.] Ich würde sagen, wir stecken Eva [ehrenamtliche Mitarbeiterin] und dich, Barbara, in getrennte Teams.

Ich zog die Augenbrauen hoch: Warum das?

Benjamin: Na, damit es ausgeglichener ist.

Ich kommentierte kritisch: Ausgeglichener? Was meinst du denn damit? Denkst du etwa, ich und Eva sind nicht gut im Kegeln, weil wir Frauen sind?

Benjamin grinste: Najaaa. [kurze Pause] Schauen wir mal.

In einer geschlechtertheoretischen Lesart zeigen sich in Benjamins Überlegungen kulturelle Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit: Männer erscheinen darin als leistungsfähige Sportler, die das ›schwächere Geschlecht‹ (Frauen: Eva und mich) ›gerecht‹ auf die ›starken‹ Männerteams verteilen. In diesem Moment aber analysierte ich Benjamins Aussage nicht kulturwissenschaftlich, sondern ärgerte mich einfach nur. Ich hatte das Gefühl, dass mir Benjamin eine Rolle zuschrieb, die ich nicht einnehmen wollte, die mir während meiner Forschung aber regelmäßig von den Männern zugeschrieben wurde: die Rolle der schwachen, schützenswerten Frau. Später beim Kegeln freute ich mich ungemein, als ich in der ersten Runde gleich sechs Kegel abräumte und Eva kurz danach einen Volltreffer landete. Ich hatte das Gefühl, es den Männern gezeigt zu haben! Benjamin und ich schlugen mit einem High-Five auf meinen Schub ein – wir waren im gleichen Team. Danach wurden die Gruppen nicht mehr nach Geschlecht aufgeteilt. Als ich zuhause über den Abend nachdachte, fragte ich mich, ob ich mit meiner Freude über Evas und meine guten Schübe nicht das gleiche Bild von Männlichkeit und Weiblichkeit reproduziert hatte wie Benjamin. Ich hatte mich gefreut und war auch erleichtert, dass ›die Frauen‹ gut gekegelt hatten und es ›den Männern‹ gezeigt hatten.

Als Silvio, Benjamin und ich zu Fuß von der Anlaufstelle in Richtung Kegelbahn gegangen waren, mussten wir nicht weit gehen, nur circa zehn Minuten. Die Straßen waren an jenem Abend menschenleer. Weit und breit kein Auto. Am Fußgänger:innenüberweg gingen wir bei Rot über die Straße. Silvio nicht – auch wenn Benjamin und ich das erst auf halber Strecke bemerkten. Ich schaute zurück und winkte Silvio zu uns.

Ich: Silvio! Kommst du?

Ich hatte kurz den Eindruck, dass Silvio losgehen würde. Aber er blieb stehen.

Silvio: Es ist rot.

Benjamin und ich standen immer noch auf der leeren Straße und sahen Silvio an. Da sprang die Ampel auf Grün und Silvio lief schnell zu uns.

Silvio: Ich möchte keinen Ärger kriegen.

Erst in diesem Moment verstand ich: Wegen deiner Bewährung?!

Ich hatte überhaupt keinen Gedanken daran verschwendet, dass der Gang bei Rot über die Ampel für ihn problematisch sein könnte. Benjamin lachte sowohl über mich als auch über Silvio und klopfte – wie er das oft machte – Silvio kameradschaftlich auf die Schulter. Er erzählte, dass es ihm bei seiner Entlassung genauso gegangen sei. Er hatte auf keinen Fall seine Bewährungsaufgaben übertreten wollen. Auch so kleine Normverstöße wie bei Rot über die Ampel zu gehen, wären für ihn damals Tabu gewesen.

Ich erlebte noch viele ähnliche Situationen: Männer öffneten ihre Tabakpackungen und Wasserflaschen, bevor sie den Supermarkt betraten, um einem eventuellen Vorwurf des Ladendiebstahls zu entgehen. Sie umfuhren städtische Fahrradkontrollen – nicht, weil sie das Rad gestohlen hatten, mit dem sie unterwegs waren, sondern weil sie keine Aufmerksamkeit auf sich lenken wollten. Sie waren zuhause extra leise, weil sie keine Anzeige wegen Ruhestörung durch ihre Nachbar:innen riskieren wollten; so leise, dass ich ihr Verhalten als übertrieben wahrnahm. Aber ich war ja auch nicht auf Bewährung. Ich musste mir keine Gedanken darüber machen, ob laute Musik am Abend oder das Überqueren einer roten Ampel negative Konsequenzen nach sich ziehen würden.

Die Bewährungszeit verband die Männer mit dem Strafvollzug, versetzte sie in eine liminale Phase, die mit Unsicherheit und ständiger Vorsicht einherging. Das Ende der Bewährungszeit empfanden die Männer als unglaublich erleichternd und ich stieß mehr als einmal mit Cola oder alkoholfreiem Bier im Übergangswohnheim mit den Männern darauf an. Doch das Ende der Bewährungszeit bedeutete für die Männer nicht, die rechtliche Zwischenphase ganz hinter sich gelassen zu haben: Ihre Straftaten und ihr Haftaufenthalt waren im Bundeszentralregister gespeichert. Polizei und Justiz können diese Daten noch Jahre nach ihrer Entlassung abrufen, je nach Straftat bis zu zwanzig Jahre; lebenslange Freiheitsstrafen unterliegen keiner Löschungspflicht. Einträge im Bundeszentralregister und Führungszeugnisse, die Auszüge aus dem Zentralregister darstellen (wenn auch mit anderen Löschungsfristen), klassifi-

zieren hafterfahrene Menschen als ›Vorbestrafte‹, als ›ehemalige Straftäter:innen‹.

Zwischen sozialen Rollen

Mit der Kategorie des ›Vorbestraften‹ und des ›ehemaligen Straftäters‹ identifizierten sich weder Silvio noch Martin. Genauso wenig hatten sie sich während ihrer Haftzeit mit der institutionellen Reduzierung auf die Kategorie des ›Inhaftierten‹ wohl gefühlt. Trotzdem war ›Gefangener‹ in der Strafvollzugsanstalt eine bedeutende Rollen- und Statuszuschreibung gewesen, die ihnen von der Institution auferlegt wurde. Martin brachte das nur wenige Tage nach seiner Entlassung auf den Punkt: »Im Knast ist die Sache ganz klar. Da bist für alle ein Gefangener. Aber wer bin ich jetzt?« Er thematisierte damit fehlende soziale Klassifizierungen abseits der des ›Vorbestraften‹ und ›ehemaligen Straftäters‹, fehlende soziale Rollen und den unbestimmten sozialen Status, in dem sich Menschen nach ihrer Entlassung befinden.²³

In den Wochen vor und nach seiner Entlassung sprach Martin viel über seine Zukunft: Er wollte mit seiner Frau Claudia zusammen »den Rest [s]eines Lebens« verbringen. Er hoffte, sich »nun wieder um Claudia kümmern und sie versorgen« zu können. »Im Knast«, so Martin, »ging das nicht«. Doch dafür müsse er »zuerst einmal Arbeit finden«. Auch Silvios Hoffnungen für die Zukunft kreisten um Arbeit und Familie. Am wichtigsten war für Silvio, eine Erwerbsarbeit und eine Freundin zu finden, eventuell sogar zu heiraten und eine Familie zu gründen. Er hoffte auch, wieder Kontakt zu seinen Söhnen aufzubauen.

Martin und Silvio sprachen damit gesellschaftliche Felder an, die für ihr Leben nach der Haft von großer Bedeutung waren: Arbeit und Familie. Diese werden von hafterfahrenen Menschen, Bewährungshelfer:innen, Sozialarbeiter:innen und Kriminolog:innen als zentrale Herausforderungen der Entlassung benannt.²⁴ Es sind Felder, die Menschen in soziale Beziehungen einbinden.²⁵ Wenn Martin und Silvio so schnell wie möglich Arbeit finden und eine Familie gründen wollen, dann deute ich das als Ausdruck ihrer Hoffnung, soziale Rollen (als Arbeitnehmer, Kollege, Partner, Ehemann, Vater) einzunehmen, die sie im Gefängnis kaum oder gar nicht leben konnten.

Martin verlor mit der Inhaftierung seine Rolle als versorgender und fürsorglicher Ehemann und Familienvater. Die hier wirkenden kulturellen Erwartungen an Mann- und Vater-Sein (Ver- und Fürsorger der Familie) konnte er während seiner Haftzeit nicht erfüllen, das war Martin klar. Es dauerte dann beinahe zwei Jahre, bis er nach seiner Entlassung wieder einen Job hatte.²⁶ Mit

dem Verlust sozialer Rollen war auch der Verlust *normaler*, das heißt gesellschaftlich dominanter und kulturell positiv bewerteter Lebensläufe verbunden: Eine gesellschaftliche »Normalbiographie«²⁷ – an der sich die Männer orientierten, wenn sie auf ein Leben mit fester Arbeitsstelle und Familie hofften – war durch die Haftvergangenheit schwer zu realisieren. Die Entlassung barg das Potenzial, Normalbiographien aufzubauen und damit während der Haft verloren gegangene soziale Rollen wieder auszufüllen, neue anzunehmen und positive Selbstbilder abseits des Status des »ehemaligen Straffälligen« zu entwickeln. Die Entlassung beinhaltete für die Männer neue Lebensmöglichkeiten. Gleichzeitig ging die Entlassung bei den Männern mit der Ungewissheit einher, ob erwünschte Lebensbiographien, soziale Rollen und Selbstbilder auch erreicht werden würden.

Selbst Martin, der nach seiner Entlassung – wie nur wenige Männer – zu seiner Familie zurückkehrte, war sich dessen unsicher. Die Euphorie und Vorfreude, die er bei seiner Entlassung hatte und immer noch spürte, vermischten sich mit verunsichernder Fremdheit gegenüber seinen Rollen als Ehemann und Vater. Und Silvio fragte sich auch noch Monate nach seiner Entlassung, wann und ob er überhaupt jemals wieder Arbeit aufnehmen würde, wann und ob er jemals wieder eine Freundin finden würde. Die von ihm erhofften sozialen Rollen ließen auf sich warten. Auch nach seiner Entlassung sah er sich oft mit Klassifizierungen konfrontiert, die ihn mit dem Gefängnis verbanden: »haftentlassener Klient« der Anlaufstelle, »Proband« der Bewährungshilfe, »ehemaliger Straffälliger« laut Bundeszentralregister und Führungszeugnis. Das alles waren Kategorien, in die sich hafterfahrene Männer selbst nicht einordneten. Vielmehr empfanden die Männer diese als Angriff auf ihre angestrebten sozialen Rollen des Arbeitnehmers, Mieters, Ehemanns oder Vaters.

Ich erachte diese Klassifikationen (»Klient«, »Proband«, »Haftentlassener«) als soziokulturelle Kategorien der »VerAnderung«²⁸ und »Fremd-Machung«²⁹, die das scheinbare »Anders-Sein« von hafterfahrenen Menschen markieren und sie auf ihr kriminell klassifiziertes Handeln und ihren Haftaufenthalt reduzieren. Diese wirkmächtigen Begriffe verknüpfen Entlassung, Kriminalität und Rückfälligkeit miteinander. Diese diskursive Verbindung ist den staatlichen Institutionen der Straffälligen- und Bewährungshilfe inhärent eingeschrieben. Beide fokussieren auf die »Resozialisierung« haftentlassener Menschen, indem sie das Ziel verfolgen, einen »Rückfall« in die Straffälligkeit zu vermeiden.³⁰ Die Kriminologie wiederum behandelt in der sogenannten Desistance-Forschung (»Abstandnehmen von kriminellen Karrieren«) die Frage, wie die Weiterführung »krimineller Karrieren« nach der Entlassung

verhindert oder beendet werden kann.³¹ Als Kulturwissenschaftlerin waren meine Begegnungen mit den Männern und mein Blick auf die Haftentlassung und auf das Leben nach der Haft anders ausgerichtet. Ich traf die Männer nicht, um Hilfe bei der Entlassung zu leisten und ihre Legalbewährung zu kontrollieren. Und ich wollte keine statistischen Variablen erheben und mit ihrer Hilfe voraussagen, wie ein ›Abstandnehmen‹ von kriminell klassifiziertem Handeln erreicht werden könnte. Ich interessiere mich vielmehr dafür, was die Haftentlassung und das Leben nach der Haft *aus der Sicht hafterfahrener Menschen* ausmacht. Die Männer, die ich während meiner Forschung kennenlernte, haben mir gezeigt: Die liminalen Unsicherheiten in räumlicher, rechtlich-zeitlicher, sozialer Hinsicht und damit eng verbunden das Fehlen eines Alltags nach der Haft sind die zentralen Herausforderungen der Entlassung.

Fehlender Alltag – fehlende Normalität

Was meine ich damit, wenn ich schreibe, dass hafterfahrenen Menschen nach ihrer Entlassung Alltag fehlt? Wenn ich schreibe, dass sie keinen Alltag nach der Haft haben?

Unter *Alltag* verstehe ich eine unproblematisch, vertraut, gewöhnlich und selbstverständlich wahrgenommene Lebenswelt, die banale Gewissheiten und offensichtlich geltende Selbstverständlichkeiten aufweist, die Menschen gewohnheitsmäßig leben, unhinterfragt hinnehmen und als gegeben betrachten.³² Alltag zeichnet sich – und das ist der entscheidende Punkt – durch eine spezifische Form der Erfahrung und des Handelns aus: durch Normalität.³³ Haftentlassenen Menschen fehlt diese Form der Erfahrung und des Handelns in der Welt. Für sie ist die Welt draußen nicht *normal*. Sie nehmen die Welt draußen nicht als vertraut und unproblematisch wahr und sie agieren nicht selbstverständlich in ihr. Normalität existiert für sie nach der Entlassung aus dem Gefängnis nicht.³⁴

Smartphone und WhatsApp?

Marius und ich hatten uns in der Besuchsabteilung des Gefängnisses kennengelernt. Er war Ende 40 und mittlerweile 13 Jahre im Gefängnis. Ein paar Tage nach unserem Kennenlernen wurde Marius vom geschlossenen in den offenen Vollzug verlegt. Die dort inhaftierten Männer standen alle wenige Monate, Wochen oder Tage vor ihrer Entlassung. Sie durften den offenen Vollzug

regelmäßig ohne Begleitung von Beamt:innen verlassen; für einen sogenannten Freigang. Marius ging ein- bis dreimal die Woche auf Freigang. Er hatte einen Freigangsschein dabei (falls er von der Polizei kontrolliert werden sollte; einen Ausweis besaß er nicht, da er als »Gefangener« galt), Bargeld (das er 13 Jahre lang nicht in der Hand gehabt hatte) und ein Handy (was er sich auf seinem ersten Freigang angeschafft hatte und bei der abendlichen Rückkehr in die Anstalt abgeben musste).

Unsere Gesprächstermine vereinbarte ich mit Beamt:innen aus der Besuchsabteilung telefonisch und holte Marius dann zur ausgemachten Uhrzeit an der Hauptpforte der Strafvollzugsanstalt ab. Nachdem wir Handynummern ausgetauscht hatten, sprach ich mit Marius über WhatsApp ab, ob und wann ich einen Termin mit ihm ausmachen könne. Meist gingen wir spazieren oder in ein Café mit möglichst wenig Zuhörer:innen. Gefängnis und Haftentlassung waren keine Themen, die man in der Öffentlichkeit besprach.

An einem Sommernachmittag – Marius war kürzlich in den offenen Vollzug verlegt worden und erst zweimal auf Freigang gewesen – hatten wir uns ein Eis geholt, saßen auf einer Parkbank in der Innenstadt und beobachteten das Treiben um uns herum. Marius erzählte von seinem ersten Tag auf Freigang:

Marius: Überall waren Menschen, die mit sich selbst redeten. »Was ist denn hier los?«, habe ich mich gefragt. Ich verstand es einfach nicht. [kurze Pause] Irgendwann ist mir klar geworden: Die telefonieren! Mit Kopfhörern im Ohr! [gemeinsames Lachen]

Marius [Er biss beherzt in seine Eiswaffel]: Ja! Wahnsinn, oder? Ich habe das wirklich nicht kapiert. Und dann hat es plötzlich Klick gemacht. [langes Schweigen]

Marius: Vor dem Knast gab es das noch nicht.

Marius Erzählung war von einem vergnüglichen Unterton durchzogen. Wir lachten gemeinsam über die »komischen, mit sich selbst sprechenden Menschen«. Erst später an jenem Tag, als ich über unser Treffen nachdachte, fragte ich mich: Diente Marius Amüsement vielleicht dazu, das Schreckensmoment dieser Erzählung abzumildern, ganz ähnlich einer Comic-Relief-Dramaturgie?

Marius kramte sein Handy heraus und wollte wissen, welches Modell ich nutzte. Ich hatte keine Ahnung und gab ihm mein Handy. Marius hielt die beiden Telefone in der Hand, verglich deren Schwere, Größe, Form und Anschlüsse. Er stellte eine Frage über das Betriebssystem, die ich nicht beantworten

konnte. Sein Handy hatte sich Marius auf seinem ersten Freigang gekauft. Ein mitinhaftierter Mann, der seit einigen Wochen im offenen Vollzug und schon oft auf Freigang gewesen war, hatte Marius in einen Handyladen begleitet und ihn bei der Auswahl von Modell und Vertrag beraten, ihm den Nachrichtendienst WhatsApp und noch ein paar andere Apps erklärt. Mitinhaftierte Männer nehmen häufig eine unterstützende und helfende Rolle im Entlassungsprozess ein. Sie erleichtern und stabilisieren die ersten Schritte in der Welt draußen. Hafterfahrene Männer helfen anderen dabei, die Stadt kennenzulernen, mit Technik vertraut zu werden, den Umgang mit dem Internet wieder zu erlernen und noch vieles mehr. Bei Marius rief das durchaus gemischte Gefühle hervor. Hatte er sich doch eigentlich vorgenommen, nach seiner Entlassung keine »Knast-Kontakte« mehr zu pflegen. So einfach würde sich das wohl nicht gestalten lassen. Es waren die einzigen Menschen, die er kannte. Sein Vater lebte weit weg. Er hatte ihn viele Jahre nicht mehr gesehen. Er plante nicht, nach seiner Entlassung in seine Nähe zu ziehen, aber er würde von nun an WhatsApp nutzen, um mit ihm in Verbindung zu bleiben.

Im Gefängnis befinden sich die Telefone auf den Stockwerksfluren, Handys und Internet sind verboten. Einfach mal schnell bei der Familie durchklingeln, geht im Gefängnis nicht, einen WhatsApp-Gruß versenden genauso wenig. Handschriftliche Briefe oder Telefonate auf offenen Fluren, so kritisierten die Männer regelmäßig, entsprechen nicht den gesellschaftlich gängigen und etablierten Kommunikationsmitteln, um soziale Beziehungen zu pflegen. Es überraschte mich daher auch nicht, dass ich während meiner Forschung im Gefängnis gleich dreimal miterlebte, wie Männer in die Sondersicherheitsabteilung verlegt wurden, weil bei ihnen ein Handy gefunden worden war.

Der Strafvollzug begründet das Handyverbot mit der Gewährleistung von Sicherheit und der Verhinderung von Straftaten; mit Handys können Straftaten leichter geplant und verabredet werden. Das entspricht der institutionellen Logik des Strafvollzugs. Das war den Männern klar. Aber diese Logik war nicht die ihre.³⁵ Die Männer verwiesen regelmäßig auf Paragraph 3, Absatz 1 des Strafvollzugsgesetzes. Dieser legt fest, dass »[d]as Leben im Vollzug [...] den allgemeinen Lebensverhältnissen soweit als möglich angeglichen werden [soll].« Sie kritisierten, dass das Verbot von Handys und Internet im Strafvollzug die Aufrechterhaltung sozialer Beziehungen erschwere und das Auseinanderbrechen von Partnerschaften, Eltern-Kind-Beziehungen und Freundschaften begünstige – das bestätigt die sozial- und kulturwissenschaftliche Gefängnisforschung als soziale Tatsache.³⁶ Die Männer und die kulturwissenschaftliche Gefängnisforschung machen darauf aufmerksam, dass Handys und Inter-

net heute ein so grundlegender Bestandteil der digitalisierten Welt sind, dass deren Verbot die Entlassung und das Zurechtfinden in der digitalisierten Welt draußen stark erschwere.

Marius hatte die technischen und digitalen Entwicklungen der letzten 13 Jahre lediglich im Fernsehen mitverfolgt. Die praktische Handhabung und die kulturellen Regeln, die damit einhergehen, waren ihm fremd. An jenem Tag auf der Parkbank erzählte er mir mit großer Begeisterung und äußerst detailreich von WhatsApp und den Emojis, mit denen man Textnachrichten versehen könne. Doch was bedeute *Lg, lol, Akla, Bb*? Wann sind Emojis angebracht und wann eher nicht? Sollte er lieber alle Sätze in eine Nachricht packen oder mehrere Nachrichten mit jeweils einem Satz versenden? Müsse er alle Nachrichten mit Satzzeichen versehen? Warum schreiben die Leute grammatikalisch unvollständige oder fehlerhafte Sätze? Schreibe er irgendwie »komisch? Nutze er die Emojis auch richtig?

Alltag als *normales* Erfahrungs- und Handlungsmuster der Welt gab es für Marius nicht. Mit Kopfhörern ausgestattete und scheinbar mit sich selbst sprechende Menschen irritierten ihn. WhatsApp-Nachrichten schrieb er nicht routiniert, selbstverständlich und ohne weiter darüber nachzudenken. Wie er diese Handlungspraktik langsam an die kulturellen Gepflogenheiten anpasste und sie immer selbstverständlicher ausübte, las ich aus unserer WhatsApp-Kommunikation heraus. In den ersten Wochen leitete Marius die Nachrichten immer mit »Hallo Barbara« ein und beendete sie mit »Viele Grüße, Marius«. Dabei setzte er zwischen den Begrüßungs- und Verabschiedungsformeln Absätze, formulierte grammatikalisch vollständige Sätze und hielt die Kommaregeln genau ein. Emojis nutzte er sehr selten. Im Laufe der Zeit ließ er Begrüßungs- und Verabschiedungsformeln weg, schrieb kürzere Nachrichten, baute mehr Emojis ein und formulierte immer öfter Sätze mit Abkürzungen und Auslassungen. So, wie ich es aus meiner Alltagserfahrung heraus als normal wahrnahm und bewertete.

Natürlich kannten wir uns im Laufe der Monate besser und hatten einen vertrauenswürdigeren Umgang miteinander gefunden. Auch das spiegelt sich in Marius' Nachrichten wider. Doch ich deute die Veränderung in seinen Textnachrichten als einen Prozess der Veralltäglichen und Normalisierung. WhatsApp-Schreiben wurde für Marius zunehmend zu Routine. Er führte diese Praktik immer selbstverständlicher aus und verinnerlichte dabei nach und nach die kulturellen Regeln des WhatsApp-Schreibens.

Der Umgang mit dem Handy und das Schreiben von Textnachrichten sind Beispiele dafür, dass haftentlassene Menschen die Welt draußen nicht

als normal wahrnehmen und in ihr keinen *Alltag* kennen. Vielmehr geht die Entlassung mit Irritation, Verunsicherung und einem Gefühl der Fremdheit gegenüber der Welt draußen einher.³⁷ Die Entlassung aus dem Gefängnis ist gekennzeichnet durch das Fehlen normaler – im Sinne von selbstverständlicher – Erfahrungs- und Handlungsmuster. Marius wollte seine Textnachrichten so schreiben, wie es »üblich« ist, »wie es alle machen«, wie es »legitim« ist. Er verwies damit auf zwei Bedeutungsebenen des Begriffs Normalität: Normalität umfasst ein Moment der Konvention (üblich, durchschnittlich) und ein Moment der normativen Wertung (legitim, richtig).³⁸ Marius' Bestreben, normale Nachrichten zu schreiben, ist für mich ein Verweis darauf, dass er mit anderen *normalen Alltag* teilen möchte. Er drückte darin seine Hoffnung aus, *wie alle anderen zu sein* und dazuzugehören. Auch wenn Normalität subjektiv gelebt und erlebt wird, so basiert sie auf intersubjektiv geteilten Erfahrungs- und Handlungsmustern. In der Haft verlernen Menschen diese Erfahrungs- und Handlungsmuster, was sie jenseits gesellschaftlicher Alltagswelten positioniert – die Welt draußen erscheint instabil und unsicher. Das führt zu einem weiteren Punkt: Alltag impliziert Ein- und Ausschlüsse und verweist darauf, dass es im Bestreben *normal* zu sein immer auch darum geht, gesellschaftlich dazuzugehören und dadurch Stabilität und Sozialität zu erfahren.

Anormalitäten – eine (unvollständige) Liste

Immer wieder erzählten mir die Männer – insbesondere diejenigen, die erst kürzlich aus dem Gefängnis entlassen worden waren – von Situationen, in denen sie die Welt draußen als verunsichernd und fremd wahrnahmen, in denen sie ihre Mitmenschen nicht verstanden oder in denen sie entgegen gesellschaftlicher Erwartungen gehandelt hatten. All diese Situationen machen deutlich, dass hafterfahrene Menschen die Welt draußen nicht als normal und alltäglich wahrnehmen.³⁹

Die Männer, die ich während meiner Forschung kennenlernte, erzählten mir von Technik aller Art, die ihnen durch ihre Haftzeit fremd geworden war und sie verunsicherte: die digitale Registrierung im Bürgerbüro, die Apps auf dem Smartphone, die Handhabung eines Computers und das Suchen im Internet nach Bahnverbindungen, die Bedienung eines Geldautomaten und das kontaktlose Bezahlen im Supermarkt. Marius war mit dem berührbaren Bildschirm des Fahrkartenautomaten am Bahnhof überfordert. Er machte kehrt und ging zurück nach Hause. Der Tagesbesuch bei seiner Schwester scheiterte an der fremden, ihn überfordernden Technik. Andere Menschen um Hilfe zu

bitten, war für ihn unvorstellbar: Was würden die Leute denken? Dann wisse doch gleich jede:r, woher er komme. Und so fragte sich auch Silvio direkt nach seiner Entlassung, als er zu Fuß zum Übergangswohnheim unterwegs war, ob die Menschen ihm wohl ansehen würden, dass er aus dem Gefängnis kam, dass ihm die Welt fremd war und ihm sogar Angst machte.⁴⁰

Insbesondere Männer, die ein Jahrzehnt oder länger im Gefängnis verbracht hatten, berichteten von der irritierenden Schnelligkeit des Straßenverkehrs und ihrer anfänglichen Unfähigkeit, Geschwindigkeiten von Autos, Straßenbahnen und Fahrrädern abzuschätzen. »Im Gefängnis gehen alle nur zu Fuß«, meinte Marius einmal zu mir.

Die Männer machten mir klar, dass sie vom Trubel und der Lautstärke in der Innenstadt überfordert waren. In Haft waren ihre sinnlichen Wahrnehmungen immer die gleichen gewesen. Plötzlich draußen wurde Silvio am Tag seiner Entlassung und während seines Gangs durch die Stadt in Richtung Übergangswohnheim von den vielen für ihn ungewohnten Geräuschen, Gerüchen, haptischen und visuellen Eindrücken überwältigt. Das zeigte sich in seiner Beschreibung der Welt als »wild«, »ungeordnet« und »schrill«. Manche Männer erzählten, dass sie die ersten Tage nach ihrer Entlassung ihre Wohnung oder ihr Zimmer nicht verlassen hatten; zu sehr hatten sie sich vor der Welt draußen gefürchtet.

Die Mehrheit der Männer fühlte sich nach der Entlassung unter vielen Menschen auf engem Raum nicht wohl. Ali erzählte mir, dass er »fast panisch« eine Tanzveranstaltung verlassen habe, »weil [er] das dichte Gedränge auf der Tanzfläche nicht ausgehalten« habe. Während er mit seiner Partnerin getanzt hatte, waren ganz unvermittelt Wut und Aggression in ihm aufgestiegen. Er führte das auf seine Haftzeit zurück. Seit dem Gefängnis sei körperliche Nähe für ihn mit Gewalt belegt. Er vermeide daher seit seiner Entlassung öffentliche Veranstaltungen, obwohl er vor seiner Inhaftierung eigentlich immer gerne ins Kino, Karneval feiern oder auf Konzerte gegangen war. Und als Marius und ich uns an einem Nachmittag am Hauptbahnhof trafen, um mit der Tram zur Anlaufstelle zu fahren, standen wir beinahe zwanzig Minuten an der Haltestelle und ließen fünf Bahnen passieren. Marius konnte nicht einsteigen. Die Bahnen waren ihm zu voll. Schon allein beim Gedanken an dichtes Gedränge, so Marius, überbekomme ihn die Panik.

Viele der Männer empfanden soziale Situationen, die das tägliche Leben draußen prägen, als verunsichernd, sei es die Bestellung in der Bäckerei, das Bezahlen im Supermarkt, der Termin beim Arbeitsamt oder in der Arztpraxis, das Rufen des Kellners im Café oder der Smalltalk unter Nachbar:innen.

Solche nur scheinbar banalen Interaktionen waren ihnen fremd geworden, sie waren es nicht mehr gewohnt, mit Nicht-Vollzugspersonal zu interagieren. Auf viele soziale Situationen reagierten sie hypersensibel, interagierten nicht selbstverständlich, sondern reflektierten vielmehr darüber, ob sie sich »richtig« verhielten und was ihre Interaktionspartner:innen wohl von ihnen dachten.⁴¹ Dazu kam der »bürokratische Stress der Entlassung«, wie es Silvio ausdrückte. Er war mit den Stapeln an Formularen überfordert, die er ausfüllen und auf den verschiedensten Behörden abgeben musste. Obwohl er vor seiner Entlassung vom Sozialen Dienst des Strafvollzugs und nach der Entlassung von Bewährungshelfer:innen und Sozialarbeiter:innen der freien Straffälligenhilfe unterstützt wurde. Unmittelbar nach der Entlassung – am besten am gleichen Tag – sollten sich die Männer arbeitslos melden, Arbeitslosengeld oder Sozialhilfe beantragen, einen Sozialversicherungsschein ausstellen lassen, ihren Wohnsitz anmelden, eventuell Wohngeld beantragen, im Falle einer ausländischen Staatsbürgerschaft ihre Aufenthaltserlaubnis verlängern, den abgelaufenen Personalausweis erneuern, sich bei der Krankenkasse anmelden, ein Konto eröffnen, ihre ärztliche Versorgung mit Medikamenten sicherstellen, einen Nachsendeauftrag bei der Post einrichten, sich um ihre Schuldenregulierung kümmern und sich mit der Bewährungshilfe in Verbindung setzen. Diese selbst zu bewältigenden Aufgaben standen in Kontrast zum Gefängnisalltag, der sich durch Fremdbestimmung ausgezeichnet hatte. An die wenigen Termine, die die Männer im Gefängnis hatten, waren sie erinnert worden – sie wurden in ihren Zellen oder an ihren Arbeitsplätzen von Beamten:innen abgeholt.

Auch die Rückkehr in den Kreis der Familie war keine Rückkehr in den Alltag vor der Haft. Die Jahre im Gefängnis hatten dazu geführt, dass sich die Männer und ihre Partner:innen, Kinder, Väter, Mütter und Geschwister auseinandergelebt hatten. So wusste Martin nach seiner Rückkehr in seine Wohnung zu seiner Frau und seinen Kindern nicht mehr intuitiv, welche Dielen im Treppenhaus knarrten, wenn er darüber ging, wo die Fernbedienung aufbewahrt wurde und in welcher Schublade sich welches Küchenutensil befand. Er wusste nicht, was seine Kinder gerne zum Frühstück aßen und welche Fernsehsendungen seine Frau Claudia gerne schaute. Er hatte keinen Alltag mehr mit seiner Familie.

Die Entlassung als Dazwischen und als Transformation?

Auch nach der Entlassung stand der Übergang von der Lebensphase Gefängnis in einen *Alltag draußen* und damit in eine *neue Normalität* für die Männer, die ich im Rahmen meiner Forschung kennenlernte, noch aus. Alltägliche Erfahrungsmuster, erwünschte soziale Rollen, Statuszuschreibungen und Klassifizierungen waren für sie seit ihrer Entlassung in der Schwebe – einer liminalen Phase der Ungewissheit, Verunsicherung und Fremdheit gegenüber der Welt draußen. In dieser liminalen Phase war Wandel grundlegend als Potenzial angelegt und wurde von den Männern in ihren Hoffnungen auf ein normales Leben nach der Haft antizipiert. Doch auch wenn die liminale Phase der Entlassung auf ihre Auflösung drängte, so barg sie für die Männer immer auch die Gefahr, unüberwindbar zu sein.⁴² Wenn Silvio, Martin und Marius auf der Suche nach sozialen Rollen und gesellschaftlicher Statusverortung waren, wenn sie mit den Erfahrungsmustern der Welt draußen vertraut werden wollten, dann deutete ich das als Versuche, sich einen *normalen Alltag* nach der Haft aufzubauen. Denn erst zur Normalität gewordene Erfahrungsmuster lassen wahrgenommene Unsicherheiten und Irritationen der Entlassung verschwinden. Erst die erfolgreiche Einnahme neuer sozialer Rollen baut liminale Unsicherheiten ab und ist für die Männer Marker für *normale* soziale Teilhabe. Wie die haftentlassenen Männer sich darum bemühten, die liminale Phase Haftentlassung hinter sich zu lassen und wie sie daran arbeiteten, sich einen Alltag und eine Normalität aufzubauen, welche Art von Alltag und Normalität sie dabei herstellen wollten, mit welchen Herausforderungen sie dabei konfrontiert wurden und wie sie diesen begegneten, thematisiere ich im weiteren Verlauf dieses Buches.